

WIE *TRAUMAUUSLÄNDER* ZUM *FEINDBILD JUGO* WURDEN

Thomas Bürgisser

Plötzlich war von jungen herumlungernenden und pöbelnden Männern die Rede, die schlecht integriert, ohne Ausbildung, frustriert, kriminell und gewaltbereit seien. Ihre Herkunft: «Das Pulverfass Balkan». Zeitgleich mit dem Ausbruch der Bürgerkriege und dem Zerfall Jugoslawiens begann auch die Stigmatisierung der jugoslawischen Bevölkerung in der Schweiz. Galt die Bevölkerungsgruppe in der öffentlichen Wahrnehmung bis zu diesem Zeitpunkt als «unproblematisch», kippte dieses Bild, als Medien und Politik für ihre Analysen zu den Ursachen der Bürgerkriege auf kulturalistische Klischees zurückgriffen.

In der Wahrnehmung der Menschen in der Schweiz, die aus dem ehemaligen Jugoslawien stammen, vollzog sich ab 1990 ein krasser Imageverlust. In ihrem Selbstbild waren sie von einst gern gesehenen «Bilderbuch- und Traumausländern» zur «unbeliebtesten Bevölkerungsgruppe der Schweiz», zum «Feindbild Jugo» geworden. Heute leben über 300'000 Staatsbürgerinnen und Staatsbürger aus Nachfolgestaaten Jugoslawiens in der Schweiz. Bosnier, Kosovarinnen, Kroaten, Makedonierinnen, Montenegriner, Serbinnen und Slowenen stellen mit fast zwanzig Prozent die grösste Gruppe der ausländischen Bevölkerung. Dazu kommen Zehntausende ehemalige Migrantinnen und Migranten, die im Laufe der Jahre das Schweizer Bürgerrecht erworben haben. Statistisch gesehen hat einer von zwanzig Menschen, denen wir tagtäglich begegnen, seine familiären Wurzeln im ehemaligen Jugoslawien. Wie kamen sie in die Schweiz und wie vollzog sich dieser bedeutungsvolle Wahrnehmungswandel ihnen gegenüber?

Liberales Ausreiseregime als Katalysator

Neben einer kleinen Zahl politischer Flüchtlinge handelt es sich bei der jugoslawischen Bevölkerung in der Schweiz im ersten Nachkriegsjahrzehnt vorwiegend um eine Elitenmigration. So beschäftigte etwa der Elektrotechnik-Konzern Brown, Boveri & Cie. in Baden ab den 1950er-Jahren Hunderte von Ingenieuren und Technikern aus Jugoslawien. In den 1960er-Jahren bekundeten Schweizer Unternehmen zunehmend Mühe, im traditionellen Rekrutierungsland Italien Arbeitskräfte anwerben zu können. Die virulente, gegen italienische Gastarbeiter gerichtete «Überfremdungsdebatte» liess die Behörden ihr Augenmerk auf neue Rekrutierungsgebiete richten.

Neben einer kleinen Zahl politischer Flüchtlinge handelt es sich bei der jugoslawischen Bevölkerung in der Schweiz im ersten Nachkriegsjahrzehnt vorwiegend um eine Elitenmigration.

Jugoslawien unterhielt als einziger kommunistischer Staat ein liberales Ausreiseregime für seine Bürgerinnen und Bürger. Radikale Wirtschaftsreformen hatten zur Entlassung Hunderttausender Arbeiterinnen und Arbeiter geführt, die der Staat nun zur «temporären Beschäftigung» an das westliche Ausland vermitteln wollte. Schweizerischerseits zeigte man sich zu Beginn der 1960er-Jahre überzeugt, die jugoslawischen Gastarbeitenden würden sich «leicht an unsere Sitten und Gebräuche sowie unsere Arbeitsbedingungen anpassen» können.

Die Zuwanderung aus Jugoslawien erfuhr ab 1962 einen markanten Anstieg. Als erstes begann im Frühjahr 1964 der Schweizerische Bauernverband mit Kollektivrekruitierungen von Gastarbeitern aus Jugoslawien, das bis in die 1990er-Jahre hinein das wichtigste Herkunftsland von Arbeitskräften für die Schweizer Landwirtschaft bleiben sollte. Bald darauf folgten Anwerbeaktionen anderer Branchenverbände, etwa des Verbands Schweizerischer Krankenanstalten oder des Hotelier-Vereins. Die grössten Kontingente rekrutierte ab 1970 das Baugewerbe. Zahlreiche jugoslawische Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter kamen nun als «unqualifizierte Arbeitskräfte» in die Schweiz und unterlagen dem Saisonierstatut. Oftmals rekrutierten Schweizer Arbeitgeber «schwarz», unter Umgehung der jugoslawischen Behörden, denen eine Vermittlungsgebühr hätte bezahlt werden müssen. Viele kamen deshalb mehrere Saisons hintereinander oder vermittelten Stellen an Freunde und Verwandte, wodurch sich zahlreiche personelle und institutionelle Netzwerke bildeten.

Diese Jugoslawinnen und Jugoslawen kamen aus unterschiedlichen Regionen des sozialistischen Vielvölkerstaates. Fachleute und Akademiker (darunter viele Ärztinnen und Ärzte), die nach wie vor die Hälfte der Migrationsbevölkerung ausmachten, stammten vorwiegend aus den entwickelten nördlichen Landesteilen wie Slowenien, Kroatien oder Nordserbien. Die unqualifizierten saisonalen Arbeitskräfte wurden dagegen in den strukturschwachen Gebieten Zentralserbiens, Kosovos und Makedoniens rekrutiert. Nach Nationalität wurde damals nicht unterschieden, in der Schweiz waren sie alle «Jugoslawen». Gerade mit den Gastarbeitern aus den sehr ländlichen, traditionellen und oft muslimisch geprägten Gebieten im Süden konnte es schon mal zu Verständigungsschwierigkeiten, kulturellen Missverständnissen und anderen Problemen kommen. Im Allgemeinen waren aber die Urteile von Behörden und Arbeitgebern durchwegs positiv. Die Jugoslawen seien in der Regel bereit und fähig, «rasch eine unserer Sprachen zu lernen», sie würden «wertvolle Arbeit» leisten und «weniger Sorgen» verursachen, «als z. B. die viel zahlreicheren und uns fremderen Angehörigen einiger Mittelmeerländer», schrieb 1970 etwa der schweizerische Botschafter in Belgrad nach Bern. Mehr als zwei Drittel von ihnen waren Erwerbstätige, in der Mehrheit wohnten ihre Familien weiterhin in Jugoslawien.

Erste politische Spannungen

Der verhältnismässig kleine «Grundstock» von (je nach Jahreszeit) zwischen 20'000 und 40'000 jugoslawischen Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern erreichte die Schweiz just auf dem Höhepunkt der Überfremdungsdebatte im Rahmen der «Schwarzenbach-Initiative». Im Laufe der 1970er-Jahre versuchten die Schweizer Behörden deshalb – und auch unter dem Eindruck der durch die Ölkrise hervorgerufenen Rezession – die ausländische Wohnbevölkerung zu reduzieren. Gleichzeitig genehmigten sie bei der Kontingentvergabe gewissen Branchen immer wieder grosszügige Ausnahmegewilligungen. So stieg die Zahl jugoslawischer Arbeitskräfte bis in die 1980er-Jahre weiterhin kontinuierlich an. Die meisten von ihnen blieben mit ihrer Heimat eng verknüpft. Während einem Grossteil des Jahres arbeiteten die Eltern in der Schweiz, die Kinder blieben zu Hause bei den Grosseltern. Einen intimen literarischen Einblick in eine jugoslawische Gastarbeiter-Familiengeschichte bietet die aus der nordserbischen Vojvodina stammende Autorin Melinda Nadj Abonji mit ihrem autobiographisch inspirierten, preisgekrönten Roman «Tauben fliegen auf».

Zu Beginn der 1980er-Jahre traten die wirtschaftlichen Probleme Jugoslawiens verstärkt an die Oberfläche und es kam, angefangen im Kosovo, vermehrt zu politischen Spannungen und Konflikten. Viele Saisonniers hatten mit der Zeit eine Jahresbewilligung und später das Niederlassungsrecht erhalten. Als ihre Perspektiven auf eine Rückkehr in die Heimat schwanden, machten sie vom Recht des Familiennachzugs Gebrauch. Zwischen 1980 und 1990 verdreifachte sich durch diese Kettenmigration die jugoslawische Wohnbevölkerung von rund 60'000 auf über 170'000. Kinder und Ehepartner der Gastarbeitenden mussten sich unvorbereitet an eine sprachlich und kulturell teilweise fremde Umgebung anpassen. Anstatt wie bisher die Schweizer Löhne in die Heimat zu überweisen, mussten die Migrantinnen und Migranten mit ihren zumeist bescheidenen Einkünften die vergleichsweise sehr hohen Lebenshaltungskosten für eine ganze Familie bestreiten. Besonders für traditionell kinderreiche albanische Grossfamilien bedeutete dies eine grosse ökonomische Belastung.

Steigende Sichtbarkeit innerhalb der Gesamtgesellschaft

Zwischen dem Ausbruch des Bürgerkriegs in Kroatien 1991, später in Bosnien bis zur Kosovokrise 1999 stieg die Zahl der «Ex-Jugoslawen», wie sie nun genannt wurden, noch einmal auf fast 400'000 an – darunter Zehntausende oft schwer traumatisierte Flüchtlinge. Die rasche Bevölkerungszunahme, aber auch die intensive öffentliche Auseinandersetzung mit dem Bürgerkrieg in Jugoslawien steigerte die Sichtbarkeit dieser Migrationsgruppe innerhalb der Gesamtgesellschaft. Im Kalten Krieg war man dem föderalistisch organisierten jugoslawischen Staat,

Die Jugoslawen seien in der Regel bereit und fähig, «rasch eine unserer Sprachen zu lernen», sie würden «wertvolle Arbeit» leisten und «weniger Sorgen» verursachen, «als z. B. die viel zahlreicheren und uns fremderen Angehörigen einiger Mittelmeerländer», schrieb 1970 der schweizerische Botschafter in Belgrad nach Bern.

der mit seinem vergleichsweise liberalen Wirtschaftssystem und seiner «blockfreien» Aussenpolitik, ähnlich wie die neutrale Schweiz, einen unabhängigen Weg beschritt, durchaus mit Sympathie begegnet. Jugoslawien war der wichtigste Handelspartner der Schweiz in Osteuropa. Politisch arbeitete man auf verschiedenen Ebenen derart einmütig zusammen, wie es mit keinem anderen sozialistischen Staat vorstellbar gewesen wäre. Zudem war die jugoslawische Adriaküste lange Zeit für Hunderttausende Schweizerinnen und Schweizer eine beliebte Feriendestination. Nun jedoch griffen Medien und Politik oft auf platte kulturalistische Klischees zurück, um den gewaltsamen Zerfall Jugoslawiens zu erklären. Die Analyse der komplexen Ursachen blieb zumeist aus. Nicht nur in der Schweiz diente etwa die Erklärung, irrationale Gewalt sei eben «schon immer» ein Teil «des Balkans» gewesen, als bequemes Vorurteil.

Weit über die fremdenfeindlichen Kampagnen rechts-extremer Parteien hinaus wurden solche stereotypen Vorstellungen in den 1990ern pauschal auch auf die Gesamtheit der Migrationsbevölkerung aus dem ehemaligen Jugoslawien projiziert. Bis heute beeinflussen diese Vorurteile den migrationspolitischen Diskurs. Über «Jugos», «Ics», «Shipis» oder «Leute vom Balkan» werden auch Stellvertreterdebatten zu Themen wie Jugendgewalt, Arbeitslosigkeit oder Missbrauch der Sozialwerke geführt. Fast zwei Jahrzehnte nach dem Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien scheinen sie zeitweise etwas aus der Schusslinie der Problemdebatten über Migration geraten zu sein. Stattdessen rückten seither neue Gruppierungen in den Fokus der Medien. Die schiere Zahl von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien und die Dauer ihres Aufenthalts in der Schweiz lassen mutmassen, dass sich mit der Zeit eine Normalisierung in Bezug auf die Wahrnehmung durch die Mehrheitsbevölkerung einstellen wird, ähnlich wie dies bei den Zuwanderinnen und Zuwanderern aus Italien der Fall war.

In der Öffentlichkeit besonders sichtbar ist etwa das zumeist positiv besetzte Feld des Sports: Im Achtelfinalspiel gegen Polen standen an der EM-Endrunde in Frankreich 2016 für die von Vladimir Petković trainierte Schweizer Fussballnationalmannschaft ganze sechs Spieler mit «ex-jugoslawischem Migrationshintergrund» in der Startaufstellung – darunter Torschütze Xherdan Shaqiri. Darüber, ob und wie weit durch den Einsatz der Schweizer «Balkankicker» auf dem Fussballfeld auch das vielfache Engagement ihrer ehemaligen Landsleute in Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur eine vermehrte Würdigung erfährt und erfahren wird, kann nur spekuliert werden. Jedenfalls müssen Fälle einer «erfolgreichen Integration» von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien offenbar weiterhin explizit hervorgehoben werden. Auch «Jugos» zweiter und dritter Generation, die schon lange Schweizerinnen und Schweizer geworden sind, drohen heute noch auf Grund ihrer Herkunft stigmatisiert und «in denselben Topf» geworfen zu werden.

Während einem Grossteil des Jahres arbeiteten die Eltern in der Schweiz, die Kinder blieben zu Hause bei den Grosseltern.

WAHLVERWANDTSCHAFT ZWEIER SONDERFÄLLE IM KALTEN KRIEG. SCHWEIZERISCHE PERSPEKTIVEN AUF DAS SOZIALISTISCHE JUGOSLAWIEN 1943–1991

Die Dissertation von Thomas Bürgisser gibt erstmals einen umfassenden Überblick über die Beziehungen der Schweiz zum sozialistischen Jugoslawien aus Sicht schweizerischer Akteure aus Politik, Journalismus, Wissenschaft und Wirtschaft. Die Studie beschreibt eine heute kaum mehr bekannte, äusserst vielfältige Verflechtungsgeschichte. Das Buch kann unter www.dodis.ch/q8 gratis als PDF, für iPad und e-Reader heruntergeladen oder als Print-on-Demand bestellt werden.

Thomas Bürgisser: Wahlverwandtschaft zweier Sonderfälle im Kalten Krieg. Schweizerische Perspektiven auf das sozialistische Jugoslawien 1943–1991 (=Quaderni di Dodis 8). Bern 2017.

Dieser Artikel erschien 2013 erstmals im Tangram 31 und wurde für das POLIS überarbeitet und gekürzt.



Thomas Bürgisser, Historiker und Journalist, ist Leiter Wissenschaftliche Kommunikation und Vermittlung beim Forschungsinstitut Diplomatologische Dokumente der Schweiz in Bern.